

Vörösmarty-Glossen.

— Von Ludwig Döczy. —

(Original-Beuilleton des „Neuen Pester Journal.“)

Die nachfolgenden Bemerkungen habe ich vor etwa sieben Jahren niedergeschrieben, als die ersten Sammlungen für das Monument Vörösmarty's bezugnahmen. Mir lag damals ein Brief von einem reizenden jungen Mädchen vor, das ich übrigens damals nur als Briefstellerin kannte. Sie sandte mir einen Betrag für das Denkmal und schrieb: „Das ist mein letztes Taschengeld. Ich verlange dafür nur eine richtige Antwort auf diese Frage: Haben Sie „Zalán futása“ gelesen? Und würden Sie's nochmals lesen?“ Die böshafte Kleine hatte mich verwirrt und beschämt, ja sogar etwas betrübt. Sie brachte mir eine Aeußerung in Erinnerung, die ich zu Weihnachten von einem lieben Freund vernommen und seither wieder vergessen hatte. „Mührend — sagte mir damals einer der ersten Verleger Ungarns — ist die Freigebigkeit der Nation gegenüber dem Gedenken Vörösmarty's. Bald werden mehr als fünfzigtausend Gulden beisammen sein, um unseren mächtigsten Dichter in Erz erstehen zu lassen. Aber während der ganzen Zeit hat man in meinem Sortiment nicht fünf Exemplare seiner Werke verkauft.“

Dem trefflichen Verleger antwortete ich überhaupt nicht. Was soll ich aber der kleinen Stel antworten? Natürlich nur die Wahrheit. Die Wahrheit aber ist, daß ich „Zalán futása“ durchgelesen habe. Jüngend einmal, vor langer Zeit, noch im Oedenburger Lyceum. Allerdings könnte ich die Einleitung noch zur Noth hersagen: „Ungarns avi-

tischer Ruhm, wo weilst Du im nächtlichen Dunkel?“ bis zu der erschütternden Zeile: „Vulcsu, ich seh' Deine Fahnen, und Thränen entströmen dem Auge.“ Aber es ist ebenso wahr, daß ich seitdem „Zalán futása“ nicht durchgelesen habe und auch nicht länger als ein halbes Stündchen darin zu blättern vermochte; bei allem Entzücken, welches die Beethoven'sche Melodie seiner donnernden Redefluth erweckt, erscheint sein Fabuliren verwirrend und nebelhaft, so daß nichts im Gedächtniß Wurzel fassen, nichts in der Phantasie sich verkörpern will. Das Gedächtniß wehrt sich sogar gegen die Namen „Edöm“, „Mabamis“, „Nemiabuta“, „Ügek“, „Esztora“, „Hülek“ — lauter leere Klänge, die sammt dem edlen Zalán unserm Vorstellungsvermögen fremd bleiben. Kein Wunder. Haben wir doch selbst den durch Vörösmarty zum Gott geweihten Hadúr als bloßes Wortgebilde seiner Würde entkleidet und rein nach seinem etymologischen Werth den „obersten Kriegsherrn“ daraus gemacht. Kurz, es ist nicht mehr zu leugnen: die „Flucht Zalán's“ ist bei all ihrem Glanz nicht das Epos der ungarischen Nation, sondern eine literarische Reliquie; ungefähr, was dem Deutschen die Klopstock'sche Messiasse ist.

* * *

Aber Fräulein Stel (nicht zu verwechseln mit Attila, sondern als Adelheid zu nehmen; heute würde sie Adele oder Udi oder Uda oder Ubus oder Dubus heißen), Stel also ist bei der einen Frage nicht stehen geblieben. Sie will weiter wissen, warum unsere Theater die Dramen Vörösmarty's nicht darstellen? Warum nur das „Opferfest“ hie und da aufgeführt wird, von welchem nur die Logen und

Fauteuils (ungarisch: „fotel“) mehr gähnen, als die wenigen Zuschauer? Warum auf ein einziges „Erwachen Arpáds“ immer zwanzigjähriger Schlummer folgt? Warum das Publikum von „König Salamon“, den „Schatzgräbern“, von „Marót bán“, von den „Geheimnissen des Schleiers“, von der „Bluthochzeit“ und von den „Wanderern“ kaum noch den Titel kennt? Warum „Csongor és Tünde“, wenn dieses Zauberstück in Gedanken und Sprache so herrlich ist, wie es von den Kritikern behauptet wird, nicht eines gleichen Experiments werth gefunden werde, wie „Troilus und Kressida“? Ferner, ob der heutige Leser die vielen in griechisch-römischem Metrum geschriebenen Gedichte Vörösmarty's überhaupt genießen könne? Ob es nicht affektirt wäre, zu sagen, daß das ungarische Publikum heute noch an Hexametern ein Vergnügen fände, und ob ich selber „alkhat“ schreiben würde anstatt „alkothat“? Und als Krönung aller Fragen: ob es nicht an der Zeit wäre, darüber ins Reine zu kommen, ob unsere Klassiker noch leben, oder was an ihnen lebendig geblieben ist und was nicht? Oder sollte die Fortexistenz als Klassiker nichts Anderes bedeuten, als daß die Bücher in der Bibliothek und auf dem öffentlichen Markte das Monument vorhanden sei?

* * *

Ich beantwortete mir die letzte dieser Fragen gewissenhaft dahin, daß ein Stück Wahrheit und ein nützlicher Fingerzeig darin enthalten sei. Die Wahrheit möchte ich dahin formuliren, daß das Schiff unserer nationalen Kultur unter dem Titel literarischer Klassizität wahrhaftig einen schweren und unnützen Ballast mitschleppt, aus dem wir weder

Nutzen noch Ergößen schöpfen. Der Fingerzeig hingegen deutet dahin, daß es wohl an der Zeit und nöthig wäre, in den Schriften der wahrhaften ungarischen Klassiker reinlich dasjenige zu scheiden, was nach der Natur der Dinge wirklich veraltet ist, und dasjenige, was wir selber zeitweise thöricht altern machen, indem nicht die Klassiker sich von uns, sondern wir uns künstlich von ihnen entfernen. Zunächst aber muß ich Fräulein Etel (heute eine stattliche, liebe Frau) darüber belehren, daß sie sich mit tausend Gefährten beiderlei Geschlechts in einem durchaus nicht holden Irrthum befindet, wenn sie Börösmarty als bloßes Monument und Symbol einer vergangenen Literatur ansieht. Michael Börösmarty ist kein todtler Dichter. Er lebt in voller Gesundheit ein blühendes, lebendiges Leben, mit pulsirendem Blutlauf, dessen Wärme und Rhythmus wir Alle fühlen. Er lebt nicht nur in seinen Arbeiten mit seinem Exempel und seinem Ruhm, sondern lebt mit im Gefühle der Nation und ihrer Sprache mit befruchtender, zeugender Kraft, wie das Blut des Ahnen in den spätesten Geschlechtern. Er lebt doppelt, in seinen eigenen Werken und in jedem ungarischen Werke, welches nach ihm einem Dichter und seiner Nation Ehre gebracht hat. Auch nicht einmal Petöfi, der aus seiner eigenen musikalischen Seele, noch Arany, der aus nur ihm zugänglichen Tiefen des Volksgenius geschöpft haben, wären ohne ihn das geworden, was sie sind. Auf ihn haben sie gebaut, wissenschaftlich und unbewußt. Denn die Sprache, in welcher Börösmarty gesungen hat, war die erste, welche völlig ungarisch und doch für jede Skala und Gattung der Poesie, vom Volksthümlichen bis zum Erhabenen, vom Naiven bis zum Philosophischen, vom Märchen bis

zur Tragödie vollkommen ausreichte und weder Mangel noch Hohheit empfinden ließ.

Hierin liegt die Replik auf jedes Achselzucken, mit welchem mancher Moderne den Werth mancher für scheinodt gehaltenen Werke Börösmarty's unterschätzen will. Wenn Zalan's Flucht nicht das geworden ist, wozu sie der junge Hartner bestimmt hatte, nämlich die Epopöe der Nation, wenn ein Theil seiner Dramen nicht nur von der Bühne verbannt ist, sondern auch nicht den Anspruch auf ein Bühnenleben erheben kann, so sind diese Werke doch eine Schatzkammer der Nation, der ungarischen Sprache und Bildung. Nein, nicht eine Kammer, sondern Brunnen und Quelle. Wann immer wir irgend ein Blatt aus den Werken dieses Vorgängers von Petöfi und Arany aufschlagen, genießen wir stets erquickt, mit Bewunderung, sozusagen veredelt die Vollkommenheit dieses reinen und doch verfeinerten Ungarisch, und gleich dem Wanderer, der sich von der erfrischenden Quelle erhebt, um ihr Dank zu sagen, merken wir erst beim Aufstehen, daß wir kniend genossen haben. Von dieser allgemeiner Schätzung abgesehen, muß man die gedankenlos anbetende Menge speziell daran erinnern, daß von Börösmarty's, des Lyriker's, Werken verhältnißmäßig mehr am Leben ist, als von irgendeinem Lyriker Ungarns, Petöfi vielleicht ausgenommen. Seine Rhythmen klingen uns im Ohr, seine Worte sind uns gegenwärtig, und was wir von ihm kennen, klingt uns im Grunde vertrauter als das meiste, was heute gegenwärtig oder modern genannt wird. Es spricht so grade, so mächtig, so unmittelbar zu unserem Herzen wie zur Zeit, da es entstanden, und von dieser Zeit entfernen uns mehr als sechszig Jahre.

Der Leser muß sich, um diese Behauptung nicht übertrieben zu finden, vor Augen halten, wie wenig überhaupt von den berühmten Dichtern und Geistern in Vers und Prosa mehr als ein Jahrzehnt fortbesteht. Spricht man von der Bühne, so haben von etwa fünftausend Dramen zwei die Kraft, ein Menschenalter auf der Bühne zu überdauern. Verse nun gar. Auch diese Klassiker laufen unter sehr verschiedenen Sternen ihre Ruhmesbahn. In Büchern und Bänden vertragen sich alle Lieder eines modernen Sängers ganz gut mit einander, mit gleichen Lettern gedruckt und scheinbar auch gleich im Niveau sich bewegend. Denn das Papier ist geduldiger als die weltbedeutenden Bretter. Gedichte können weder durch die Katzenmusik der Kritik, noch durch das Gelächter des Publikums, noch durch die Mißgunst eines Direktors vom Papiere weggeblasen werden wie Theaterstücke von der Bühne. Was das wirkliche Fortleben betrifft, so haben die lyrischen Geisteskinder desselben Vaters ganz verschiedene Schicksale. Das eine wird von Glück in die Höhe getrieben, das andere führt nur den Namen seines berühmten Vaters. Man möchte sagen, daß ein Gedicht, um wahrhaft zu leben, nicht nur Werth und Verdienst, sondern auch Glück braucht. Die Welt macht sich keinen Begriff davon, wie viel Gedichte todt geboren sind, solche, die nach Inhalt und Form zu leben verdienten und sich doch nicht fortbringen können. Wie viele Dichter haben ihre Verse an Wochen- und Tagesblätter oder an literarische und akademische Körperschaften verschwendet und das Verstreute sodann in Bände gesammelt. Band folgt sodann auf Band, bis selbst ein Mangel an zusammenfassenden Titeln eintritt. Ein Dichter beginnt mit einem Bande: „Morgenroth“, darauf folgt

tann, ist Senfation.

So sehen die Ansprüche der Gegenwart an die Lyrik aus. Unsere jungen Dichter sind auch ehrlich bestrebt, das Möglichste zu thun, um der Nachfrage zu genügen. Aber, gottlob, ihr Möglichstes ist nicht viel. Wir haben eigentlich keine modernen Lyriker und die Lyrik hat kein ungarisches Publikum. Die Dichter dichten, die Vorleser deklamiren, die Akademie, die Kisfaludy's, die Petöfi's, die Arany's, die Dugonic's-Gesellschaften halten ihre Monatsversammlungen, die Drucker drucken, die Verleger verlegen, die Agenten reisen — aber das Publikum kauft nicht, außer etwa einen nie geöffneten Prachtband für den Salon. In solchen Zeitläuften fühlt man erst recht, wenn ein wahrer Dichter sieghaft über sein Grab hinaus lebt. Da empfinden wir, welch ein Schatz Petöfi's Lied, Arany's Ballade ist, und wenn wir manchmal aufs Gerathewohl aus unserer Bibliothek etwas von den Alten herausgreifen, wenn uns zufällig Csokonai in die Hände geräth oder ein obskurer Versifikator, wie der geistliche Herr Joseph Péczely, der anno 1783 die Form so vollkommen beherrschte wie heute Koboz, oder wenn wir die melodischen Klagen von Anno's ertönen hören, nicht zu sprechen von der schönen Verfkunst Gyöngyösy's, die Aragn unterschätzte, dann finden wir die Alten jung, werden es auch selber, und gelangen auf eigenen Wegen zu der banalen Erkenntniß, daß nur dasjenige veraltet, was schon bei der Geburt lebensschwach war. Und wir sagen mit dem Dichter im Vorspiele zu „Faust“:

„Was glänzt, ist für den Augenblick geboren,
Das Echte bleibt der Nachwelt unverloren.“
